

# die lesepredigt

*Eine  
Handreichung*

2. Sonntag im Advent – 6.12.1981

Nummer 2/1981/82  
4. Reihe/15. Jahrgang

**Text: Jes. 63,15–64,3**

Wer oder was schreit hier zum Himmel? Wer ruft nach dem erbarmenden Gott?

Ist es der Kleinviehnomade in Obervolta, dessen Schafe auf dem trockenen Flußbett verenden? Ist es die Ovambo-Familie in Kapstadt, die seit sieben Wochen vergeblich darauf wartet, ihren Vater im Gefängnis besuchen zu dürfen (er hatte einen Streikaufruf unterstützt)? Ist es der Priester im brasilianischen Urwald, der zusehen muß, wie ein Indianerdorf von bewaffneten Wegbereitern des Straßenbaus dem Boden gleichgemacht wird? Oder ist es die Frau im Altersheim bei uns, die schon jetzt weiß, daß ihre Kinder Weihnachten allein feiern wollen? Sie alle haben Schmerz zu tragen. Sie alle mögen – laut oder leise – gen Himmel schreien. Für sie alle ist das Leben – so oder so – erbarmungslos geworden. Das Abholzen von Bäumen und Büschen in Obervolta hat die Wüste vordringen lassen, statt daß man sie begrenzte. Die Tiere müssen sterben. Die gesamte Ordnung in Südafrika lebt von der Trennung unter den dort wohnenden Menschen. Diese Ovambo-Familie ist auch getrennt. Profitsucht und Macht in Brasilien fragen nicht nach Menschenleben. Darum dürfen Indios verjagt und gejagt werden. Der Dank ist teuer geworden in unserem Land und darum selten. Die alte Frau muß es bitter spüren.

Es ist ein vielfaches Leid. Und meistens ist es namenlos. Aber seine Ursachen tragen Namen. Es ist nicht das dunkle Schicksal, das das Elend auf unserem Erdball sich ausbreiten läßt.

Auch die alten Juden wußten das, als sie vor den rauchenden Trümmern ihres Tempels weinten und ein Klagelied gen Himmel richteten. „Warum läßt du uns, Herr, abirren von deinen Wegen und unser Herz verstocken, daß wir dich nicht fürchten?“ (63,17) Eine zornige Anklage

gegen Gott, und zugleich gestehen sie den eigenen Anteil an ihrer Lage ein.

Es war auch nicht die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen, an der sie scheiterten. Die Worte des alten Jesaja waren ihnen ja noch im Ohr: „Wascht euch, reinigt euch, tut eure bösen Taten aus meinen Augen, laßt ab vom Bösen! Lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, helft den Unterdrückten, schafft den Waisen Recht, führt der Witwen Sachen!“ (Jes. 1,16.17) Weil sie aber die Weisungen Gottes in den Wind schlugen, wurden sie selber ein Spiel des Windes.

Daß war Israels Drang, immer noch mehr vom Leben zu haben. Das konnte nur auf Kosten der Ärmern gehen. Da mußten die Schwächeren hintenüber fallen. Recht war da nicht gefragt. Und wenn der eigene Glaube die Erneuerung nicht mehr schaffte, wenn die mahnenden Stimmen der Propheten überhört wurden, dann mußte auch der Mittelpunkt der Religion, der Tempel, fallen. Wer die Schwachen nicht stützt, wird seine eigene Stütze verlieren. Wer an der Gerechtigkeit nicht baut, schaufelt an seinem Grab. Diese ungeheure Einsicht lag für Israel nun gleichsam vor den Füßen. Im Anschluß an unseren Predigttext heißt es im Klagelied weiter: „Siehe, du zürntest, als wir von alters her gegen dich sündigten und abtrünnig wurden. Aber nun sind wir alle wie die Unreinen, und alle unsre Gerechtigkeit ist wie ein beflecktes Kleid. Wir sind alle verwelkt wie die Blätter, und unsre Sünden tragen uns davon wie der Wind. Niemand ruft deinen Namen an oder macht sich auf, daß er sich an dich halte; denn du hast dein Angesicht vor uns verborgen und läßt uns vergehen unter der Gewalt unserer Schuld“ (Jes. 4,4b–6). Was ist das für eine Bilanz, liebe Gemeinde! Welch' trauriges Urteil über Gottes eigenes Volk! Aber ist es ein Urteil? Standen hier fromme Leute und zeigten mit Fingern auf andere, nicht so fromme? Waren da Richter, die einen ausgewogenen Spruch über das Volk taten? Wurde hier eine kluge Stellungnahme von Experten vorgetragen?

Nein, hier sind doch wohl ganz andere Töne zu hören: Stimmen der Trauer über den eigenen Weg; Scham darüber, daß sie den wirkenden Gott unter sich wirkungslos gemacht hatten. Seine Werke waren ihnen genug. Hier sprach die Einsicht, daß das Leben nicht lebenswert bleiben konnte, wo Gott nicht hineinreden durfte. Wo Gott herausgehalten wurde aus den Geschäften des Tages, da zog er sich zurück in die Nacht. Und es wurde Nacht, „Gottesfinsternis“, wie der Jude Martin Buber einmal sagte. Sie sahen, wo sie geendet waren. „Wir sind ge-

worden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde“ (63,19).

Aber war da auch nicht *ein* Hoffnungsschimmer? Konnte das Leben nicht noch einmal wieder blühen? War Gott mit ihnen wirklich am Ende? Alle Verheißungen vergebens?

Ich frage sogleich weiter. Wo ist Aussicht für die Menschen in Obervolta, daß sie überleben können? Wann endlich dürfen die Schwarzen in Südafrika mit den gleichen Rechten leben wie die Weißen? Wann endlich können sie mit den weißen Menschen zusammenleben ohne die tägliche Demütigung, als Menschen zweiter Klasse gestempelt zu werden? Wann endlich hören wir auf, um unserer Lebenssteigerung willen anderen Menschen – ob in Brasilien oder in Zentralafrika oder auch in Indonesien – ihren natürlichen Lebensraum, den Wald, zu nehmen? Wann werden sie als Menschen mit gleicher Würde geachtet wie wir? Und schließlich: Wann lernen wir wieder so dankbar zu den Altgewordenen zu sein, daß sie keine Angst mehr haben müssen, abgeschoben zu werden? Wann lernen wir insgesamt wieder, das Leben *mit ihnen* zu entfalten und nicht mit dem Warenkatalog in der Hand? Dies sind nur einige wenige Fragen, die möglich wären. Aber es sind genug, um das himmelschreiende Elend vor Gott zu bringen. Die Juden wußten, daß sie eine Wende ihres Geschicks nur von Gott selbst erwarten konnten. Gerade weil ihnen Gott entschwunden war, sahen sie nur noch die Möglichkeit, zu ihm zu flehen. „So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht . . . Bist du doch unser Vater“ (63,15a.16a).

Jahwe als Vater Israels – eine einzigartige Wendung im Alten Testament! Einen Zugang zu diesem so total verborgenen Gott konnten sie nur noch erhoffen, wenn sie die stärkste Glaubensaussage gegen ihn selbst vorbrachten „Du, Herr, bist unser Vater; unser Erlöser, das ist von alters her dein Name“ (63,16b). Du kannst dich uns doch nicht einfach entziehen! Wer sollte dich denn noch kennen, wenn du – bei allem Gericht – als erlösender Gott gar nicht mehr erkennbar wärest? Als Vater seines Volkes nicht? Wenn Gott *der* nicht mehr wäre . . .? Was dann? Wäre er gar nicht mehr?

Aber darüber diskutierte hier niemand. Den Namen Gottes „Unser Erlöser“ haben sie angesichts ihres Elends nur ergriffen als letzte Stütze ihrer fallenden Leiber. „Kehr zurück um deiner Knechte willen, um der Stämme willen, die dein Erbe sind!“ (V. 17b) Und nachdem sie ihm ihre

Not geschildert und ihre eigene Schuld daran bekannt hatten, konnten sie diesem Gott nur noch zurufen: „Herr, willst du bei alledem noch zögern und schweigen und uns so sehr niederschlagen?“ (64,11)

Welch eine Leidenschaft, liebe Gemeinde! Welch ein Ringen mit Gott, um nicht gottlos, nicht hoffnungslos zu werden! Aber noch einmal zurück zur anderen Frage. Wie steht es mit der guten Aussicht für die, die *heute* vor der dunklen Wand stehen? Was fällt uns zu ihnen ein? Was können wir ihnen sagen? Wo erleben sie den Advent Gottes? Denn darum geht es doch heute.

Es gibt eine schöne Geschichte im Lukasevangelium (4,16–21). Da wird erzählt, wie Jesus als frommer Jude am Sabbat in seiner Heimatstadt Nazareth in die Synagoge ging. Ihm, dem Rabbi, wurde die Buchrolle des Propheten Jesaja in die Hand gegeben, damit er daraus vorlese. Und er las einen Abschnitt, der in engem Zusammenhang mit unserem Volksklagelied steht: „Der Geist des Herrn ist bei mir, darum weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden, daß sie sehend werden, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn“ (Luk. 4,18f.).

Und Jesus rollte die Schriftrolle wieder zusammen und gab sie dem Diener der Synagoge zurück und setzte sich, um diese Stelle aus dem Prophetenbuch auszulegen. Es heißt, daß die Augen aller in der Synagoge nun erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren. Er aber sagte vorerst nur dies: „Heute ist dies Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren“ (Luk. 4,21). Man fand Gefallen an seinem Wort und klatschte Beifall. Nur als Jesus weiterredete und den Leuten aus Nazareth, statt ihnen ein Wunder zu demonstrieren, vorhielt, sie würden ihn doch nur mißverstehen und Zeichen seiner Macht fordern, da erregte er ihren Zorn. Sie stießen ihn aus der Stadt.

Liebe Gemeinde, was daran erregend, ja geradezu aufregend ist, kommt für uns erst in den Blick, wenn wir bei Lukas weiterlesen. In der Apostelgeschichte wird erzählt, wie der Geist des Herrn weitergeht, auf die Jünger. Von seinem Geist getrieben und beflügelt, gehen sie zu den Juden und dann zu den vielen anderen Völkern rund um das Mittelmeer. Sie eilen von Ort zu Ort und kehren in viele Häuser ein, um das Gnadenjahr des Herrn, die Nähe Gottes zu den Armen, zu verkündigen und zu praktizieren.

Sie taten es, weil sie wußten: Kein Elend der Menschen ist groß genug, als daß es von Gott trennen könnte. Gerade darum aber predigten sie nicht nur von seiner Liebe, sie taten sie.

Sie heilten, wo Kranke nach Gott schrien. Sie sammelten, wo Schwestern und Brüder in Hungersnot geraten waren. Sie sorgten dafür, daß jeder in den Gemeinden zu seinem Recht kam, der Hafenarbeiter wie auch der hohe Beamte. Sie achteten darauf, daß niemand wegen seiner Glaubensüberzeugungen bloßgestellt wurde. „Heute ist dies Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren“, sagte Jesus. Wenn wir heute Schreie hören, laute oder ganz leise – ist unser Geist wach genug, daß wir sie als Schreie nach unserm Gott wahrnehmen? Hat sein Geist uns mobil genug gemacht, daß wir merken, wie sehr es auf unsere liebenden Worte und Taten ankommt, wenn andere von Gott getröstet werden sollen?

Zurückhaltung ist angebracht; denn viele von uns hält es bei der Frage: Und wo bleibe *ich* mit meinen Sorgen? Wer hilft *mir*? Was soll ich alles schaffen? Was soll ich noch alles tun? Nicht, daß uns diese Fragen nicht kommen können! Nicht, daß wir nicht ein Recht hätten, zu uns selbst zu kommen. Was wäre das für ein christliches Leben, wenn wir – gar im Advent – dagegen anreden wollten?

Aber darum geht es nicht. Als ob *wir* die Welt auf unsern Schultern tragen sollten statt Christus am Kreuz! Nur, wie soll Hoffnung auf ihn wachsen, wenn wir nicht zeigen, wo der Glaube an ihn uns ändert? Wir können den Armen keine Anleitung zum Anbau von Sonnenblumen schicken, wenn wir nur Grenzpfähle in die Erde stecken. Same der Hoffnung bei uns entsteht nur, wenn wir selbst pflanzen und pflegen; wenn wir die Angst vor dem Teilen abbauen, wenn wir die Lust an der Gemeinschaft mit andern, auch Fremden, bei uns fördern, wenn wir in Beharrlichkeit nach der Gerechtigkeit für alle suchen. Werden wir dabei etwa zu kurz kommen? Werden wir dabei nicht vielmehr nur reicher und stärker? Auch in den dunklen Stunden, die uns bedrohen? O Heiland rei die Himmel auf – und rei uns mit! Amen.

**1. Entstehungszeit und Sitz im Leben.**

Bei vielen Psalmen ist es nicht ergiebig und auch nicht sehr sinnvoll, nach der Entstehungszeit zu fragen. Sie wurden ja zumeist so komponiert, daß sie zu wiederkehrenden Anlässen gebetet werden konnten – eine der Bedingungen dafür, daß wir heute noch mit ihrer Hilfe beten können. Bei diesem Psalm ist es anders. Er weist als ein Klagelied des Volkes eindeutig in die Zeit nach der Katastrophe 587/6 v. Chr., als die Babylonier Jerusalem erobert, den Tempel zerstört und einen Großteil seiner Bevölkerung deportiert hatten. Wahrscheinlich entstand er in der Zeit unmittelbar danach. Die Beter des Psalms hatten die Trümmer des Tempels vor Augen. Sie sahen den Kahlschlag in ihrer Stadt, in der doch ihr Gott wohnen sollte. Die sichernden Mauern waren dahin, das Heiligtum war dahin, das Opfern und Loben am Tisch des Herrn war dahin. Der Segen konnte nicht mehr vom Zion in das Land strömen, das einst die Heilsgabe Gottes war.

Und Israels Gott? „Du hast dein Angesicht vor uns verborgen und läßt uns vergehen unter der Gewalt unsrer Schuld.“ (64,4)

**2. Zum Inhalt und den theologischen Schwerpunkten des Textes.**

In dieser Tiefe erhoben die Beter sich zur Klage. Wie sie in ihren vielen Psalmen wortreich staunend Gott loben konnten für seine Schönheit und Fürsorge an seiner Schöpfung, so standen sie jetzt fragend und klagend vor ihm (63,17–19a). Sie spürten den Schmerz der „Gottesfinsternis“ (Martin Buber) so tief bis ins Mark, weil so tief einmal das Wissen war, daß sie *sein* Volk waren und er *ihr* Gott.

In dieser Tiefe riefen, ja schrieten die Juden nach Gott. Sie flehten darum, daß er wieder machtvoll erscheine (64,1–3). Sie bedrängten Jahwe in ihrer Verlorenheit. Sie hielten ihm ihre Zuversicht entgegen. Sie wollten und konnten nicht ablassen, Gott in den Ohren zu liegen.

Der Gebrauch des Vaternamens in 63,16 ist einmalig im Alten Testament. Sie nahmen Jahwe damit zugleich als höchste Autorität und als Inbegriff aller Fürsorge in Anspruch. Sie taten es, weil sie sonst keinen Halt mehr fanden. Mit dem Rücken an der Ruinenwand kannten sie Gott nur noch als „Unser Erlöser“, der sie wieder freikaufen und ihnen ihr verlorenes Recht wiedergeben konnte.

Hier haben wir ein Zeugnis davon, wie tief Israel auch in seinen dunkel-

sten Zeiten in der Hoffnung auf diesen erlösenden, befreienden Gott verwurzelt war und darin leben konnte.

### **Zur Besinnung**

---

Dieser Psalm atmet noch die Trauer um das Verlorene und um den eigenen Weg in das Verderben, und alles hängt daran, daß wir hier nicht vorüberreiten. Wem unbehaglich ist bei der „zeitgeschichtlichen Bedingtheit“, wer die Bittrufe an Gott als Beispiele für unser Beten einfach herauschälen will, dem wird vieles fremd bleiben. Ohne das Mittrauern mit diesen Juden wird uns das Mitbeten nicht gelingen, und die christliche Predigt gerät, wenn sie den Zeitbezug dennoch deutlich machen will, allenfalls zur Besserwisserei. „Es hat ja so ausgehen müssen. Die Juden waren nicht fähig, den Bund zu halten. Seit Christus aber haben wir Gewißheit, daß ...“

So zu reden, bedeutet von vorn herein, sich außerhalb dieses Gebetes zu stellen. Denn die alten Beter wußten selbst, daß sie die Ursache ihres Übels bei sich und bei ihren Vätern zu suchen hatten (63,17; 64,4b–6). Darüber brauchen sie – und wir – nicht belehrt zu werden, es muß nur gesehen werden. So zu reden bedeutet aber zugleich zu überhören, wer bei uns die Hilfe Gottes anruft, ob in der Nähe oder sehr weit weg von unserem Alltag. Die Predigt über dieses Gebet aber soll uns gerade hinhören und hinsehen helfen. Sie könnte uns dann zeigen, wo unser Platz ist, auch wenn der Schrei um Hilfe nicht aus uns herauskommt. Mittrauern und Mitleiden macht auch uns erwartungsvoller gegenüber Gott.

Was den alttestamentlichen Betern nämlich ebenso wichtig war: Sie fanden aus der Erfahrung der Gottesferne den Durchbruch zur unmittelbaren Anrede Gottes und zu Aussagen, die damals aufhorchen ließen. Sie hätten ja die Möglichkeit gehabt, resigniert sich abzuwenden oder die Hoffnung in Kleinform zu bewahren, etwa als Wunsch, daß einiges Erinnerungswerte in ihrer künftigen Kultur doch erhalten bleiben möchten. Das hätte – und hat für viele – erheblich näher gelegen. Stattdessen wandten sie sich mit diesem starken Ausdruck des Verlangens an immer noch denselben Gott. Sie vertrauten seinem Heilswillen und trauten ihm ungeheure Machttaten zu, die eigentlich schon Sache der Vergangenheit zu sein schienen (64,2).



Darin, im Mittrauern und im Mithoffen, liegt unsere Möglichkeit, am Gebet dieses Psalms Anteil zu bekommen. Aber ist das schon neutestamentlich genug gedacht? Wird die Erfüllung, die in Christus geschehen ist, hier nicht übergangen? Sie ist in der Tat zu bedenken.

Der Volksklagepsalm ist eingebettet in die Heilsverkündigung seines unbekannten Propheten (Jes. 56–66), der in der Zeit nach dem Exil den heimgekehrten Juden die große geschichtliche Wendung zum Heil verkündigte (Jes. 60–62; 65,16ff.). Die Klage erfährt also eine Antwort. Wenn nun auch die Verheißungen dieses Propheten (wir nennen ihn Tritojesaja) insgesamt nicht in Erfüllung gingen – wir können allenfalls von einer „Gebrochenheit der Erfüllung“ (Westermann) sprechen – so haben wir in der Parallelität von Jes. 61,1–3 und Luk. 4,16–21 doch eine sehr deutliche Antwort: Jesu Weg zu den Gefangenen, Blinden und Zerschlagenen, seine Verkündigung des „Gnadenjahrs des Herrn“ kann als die angemessene Erfüllung verstanden werden. Wenn wir uns von demselben Geist, der durch Jesus wirkte, in Beschlag nehmen und in Bewegung setzen lassen, dann wird auch für uns Advent die Erfahrung, die wir erhoffen. Dann *geschieht* Advent Gottes bei uns, er wird nicht nur begangen.

Gebetsvorschlag:

O Gott, wer auf dich hofft, wird nicht vergebens warten. Wer mit dir die Menschen sucht, wird dich finden. Wo wir noch ängstlich verharren wollen, hältst du schon Freude bereit. Komm zu uns und nimm uns mit auf dem Weg, den dein Sohn Jesus Christus geht, heute und morgen auch. Amen.

Vorschläge für

das Eingangslied: Nun jauchzet, all ihr Frommen. 7, 1–6.

das Graduallied: Ihr lieben Christen, freut euch nun. 3, 1–3.

das Predigtlied: O Heiland, reiße die Himmel auf. 5, 1–7.

Epistel-Lesung: Jak. 5,7–8 oder Jes. 63,15–16 (17–19a) 19b; 64,1–3.

Evangelien-Lesung: Luk. 21,25–33.

Liturgische Farbe: violett.

---

© 1981 Chr. Kaiser Verlag, Postfach 509, 8000 München 43. Herausgeber: Hugo Schnell. Hauptschriftleiter: Dr. Herbert Breit, Bischof-Meiser-Str. 2, 8023 Pullach. Regionale Schriftleiter: Erwin Haberer, Coburg; Paul-Gerhard Hoerschelmann, Kiel; Paul Gerhardt Voigt, Ganderkesee; Erich Warmers, Salzgitter-Bad. Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei Sommer, Feuchtwangen.